

Die Bergleuchte

Nr. 22

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

Die Bergleuchte.

Erzählung von Carl Busse.

I.

Der Herbstabend war dunkel und windig, schwarze, zerrissene Wolken am Himmel wie riesenhafte Fledermäuse. Sie jagten hin, als wären sie auf der Flucht. Und drinnen schlüpfelten sich die Bänne im stärkeren und schwächeren Sausen, raschend tanzte das Laub über die Chaussee, verzweigte sich und rollte in den Graben, wo es gleichsam erschöpft liegen blieb. Nur der Wind ward nicht müde; in der Ebene hatte er eine weite Tanzbahn. Hier kommt' er sich noch austoben. Lief er eine Meile weiter, so kam er an Berg und Höhezung, die ihn fingen und zurückwarfen.

Die Gegend war steinig. Auf einem Steinhaufen, wie deren viele die Straße säumten, saß ein Wanderer. Er schien müde zu sein von langer Reise, so müde, daß er sich trotz des unwirthlichen Weiters ausruhte. Mit seiner Kleidung war es nicht zum Besten bestellt; sie war hund zusammengewürfelt und vielfach gesäkt. Die Stiefel, alt und abgelaufen, trugen den Staub der Wege; der Hut, an dem welk ein Hagebuttenzweig steckte, erzählte davon, wie oft der Regen ihn durchdrückt und Sonnenschein ihn getrocknet hatte. Es war schwer, den Mann unterzubringen. Ein Wanderbursch war er nicht; ein Bettler und Landstreicher auch nicht; ein Bauer der Gegend noch weniger. Von Altem hatte er etwas in seiner Kleidung.

Neugierig umblies ihn der Wind immer wieder. Dann schauerte der Mann zusammen. Seine Lippen murmelten etwas:

„Zigemerfind... Zigemerfind, fräß Dich der Galgen nicht, fräß Dich der Wind —!“

Und als hätte der Wind die nur halb verständlich gebrummten Worte verstanden, fuhr er heulend zum Angriff herau.

Der Fremde zog die Schultern zusammen, nahm den Stock fester und erhob sich, um weiterzugehen. Da erschütterte er plötzlich, als er noch einmal die trostlose, dunkle Straße zurück sah, einen helleren Schein, der näher kam, und als er sich lanschend vorbeigeht, hörte er durch den Wind auch das Rösten von Städern. Es war ein Einspänner, der näher trat, ein Rossätenwäglein.

„Heda, gut Freund!“ rief der Fremde mit einer Stimme, die wohl laut sein sollte, es aber nicht war, „fahrt Ihr nach Sarbka?“

„Wohl, wohl! Jämer auf den finsteren Berg zu. Wollt Ihr mit?“

„Wenn's nicht mehr wie einen Dank kostet, sag' ich ihn gern.“

„Spart auch den und macht, daß Ihr 'ranft kommt. Ein Pferd, das läuft, soll man nicht auf-

halten. So! Sitzt Ihr? Noch ein Stück Decke — ich brauch' die ganze nicht. Ihr aber zittert wie ein frisches Thier.“

Der Fremde murmelte nur. Er wickelte sich in die Decke ein und blickte stumpf vor sich hin. Nur selten hob er den Kopf und spähte nach vorn und seitwärts in's Dunkle. Gleichmuthig hieß der Rossäte die Peitsche; kaum daß er seinen Gefährten kurz einmal ansah.

Die Chaussee machte jetzt eine Biegung. Bei der ziemlich scharfen Kurve streifte das Rad des Wagens gegen einen Steinhaufen. Wiederholt hob der Fremde den Blick.

Aber nicht wie früher senkte er ihn sofort. Er ließ ihn unbeweglich in der Ferne haften.

Man sah in der Ferne auch jetzt nur das schwarze Dunkel. Doch mitten in diesem Dunkel, scheinbar dem Himmel näher als der Erde, stand ein einziges Licht. Seltsam erschien es in der Alles deckenden Finsterniß. Es konnte kein Stern sein, denn die Wolken hatten den ganzen Himmel bezogen. Und doch wieder war es zu hoch, als daß man an ein irdisch Lichtlein hätte glauben mögen.

Unverwandt starre der Fremde darauf hin. Er hatte bisher kein Wort gesprochen. Jetzt wandte er sich an den Fuhrmann.

„Was ist das?“ fragte er hastig.

„Der finstere Berg; wer sollte sonst so hoch sein?“

„Und das Licht?“

„Die Bergleuchte am Gipfel.“

„Woht dem Einer... dort oben?“

„Niemand!“

Der Fremde wollte weiter fragen. Aber er schwieg. Der Bräune trabte die Straße lang; über seinen Rücken, als wollt' er Fliegen schenken, ließ der Rossäte die Peitschenschurz streifen.

„Woht Ihr in Sarbka, Pan?“ begann der Fremde wieder.

„Weiter hinaus, in Gorczyn... ein halbes Stündchen davon.“

„Und lebt Paliksi noch, der Stellmacher?“

„Der Tod kam' warten. Warum sollt' er gestorben sein?“

„Aber Thaddäus Duszy?“ Der Name war heraus gewürgt. Er klang unidentisch, als hätten ihn die Lippen im letzten Augenblick nicht formen wollen.

Hastig knallte der Fuhrmann mit der Peitsche. „Sieh, sieh — den kennt Ihr auch! Ihr müßt der Gegend nicht fremd sein. Doch über Thaddäus Duszy reden Biele.“ Und als hätte der Name ihn aus seiner schlaftrigen Schweigsamkeit geweckt,

wies er mit dem Stiel der Peitsche nach dem hohen Licht.

„Das ist er! Die Bergleuchte!“

„Pan,“ sagte der Andere gepreßt, „Ihr sprecht so und so. Vorhin erzählte Ihr, dort oben wohnt Niemand!“

„Niemand! Nur das Licht.“

„Ich versteh' Euch nicht. Doch ich will hent noch hin zu Thaddäus Duszy. Es gibt viel Wege hier. Was meint Ihr, rechts im Thal, beim Bach entlang, das dritte Haus vom Stellmacher?“

„Haltet ein bisschen. — Ihr müßt weit herkommen. Dort steht kein Haus mehr. Das Feuer friszt Alles. Wenn Ihr zu dem wollt, den Ihr neunt, geht eine Viertelstunde höher. Aber seid Ihr ein guter Christ, befreuzt Euch und nehmt die Mütze ab vor dem Muttergottesbild. 's ist keine Nacht heut, auf den finsternen Berg zu gehen. Doch wie Ihr wollt... wenn Ihr die Hälfte gestiegen seid, kreist Ihr auf das Haus. Hoch drüber steht die Bergleuchte. Habt Ihr Geschäfte bei Thaddäus Duszy?“

„Nichts Großes, Pan... sagt mir nur noch eins und ich will Euch in Ruhe lassen. Warum brennt oben das Licht am Gipfel?“

Ein Nachschunk war die Antwort. „Da müßt Ihr den fragen, zu dem Ihr wollt. Ganz sicher weiß er's nur. Denn er sieht es an und läßt es brennen. Die Leute reden viel und sind bis heut nicht ruhig geworden. Aber das Licht ist seinem im Wege und zeigt Manchem die Richtung. Was will man mehr?“

Es blieb lange still. Immer heller kam das Licht durch die große Dunkelheit. Wie ein gesallener Stern leuchtete es vom Berge. Der Fremde wandte auch jetzt den Blick nicht davon ab. Dafür schauerte er zusammen.

„Das lieber sitzt Euch in den Knochen,“ sagte der Rossäte. „Es wird Euch bald noch besser schütteln. Doch wenn Euch ein Mittel dagegen beliebt — —“

„Läßt es laufen. Sagt mir lieber, was die Leute von dem Licht reden.“

„Ihr meint, Neugier ist nicht verboten. Wie Ihr wollt. Es gibt Leute, die erzählen, daß Thaddäus Duszy dort oben sein Weib erschlagen hat und seinen Bruder. Fragt nur die alten Weiber danach. Wenn sie noch auf den Berg könnten, zeigten sie Euch die Stelle, wo die Leichen verscharrt sind.“

Der Fremde lachte seltsam kurz.

„Andere wieder meinen, er hängt das Licht auf, damit sich Verirzte zurückfinden. Es geht weit in's Land. Und die Dritten glauben, daß die

Heiligen ihm den Verstand verwirrt haben. Es war schon früher nicht richtig mit ihm. Er hatte einen eigenen Kopf. Wenn man ihn fragte, ob er nicht an's Heirathen denke, schlug er nur ein Gesicht auf. Im ganzen Umkreis von fünf Meilen war keine ihm gut genug. Aber die lieben Heiligen bestrafen so stürmischen Stolz. Und wenn ein Bursch gar zu wüthisch ist, sagt man wohl: „Sieh zu, daß Dir's nicht geht wie dem Thaddäus Dufzyn!“ Er, dem keine Prinzessin passte, ward mit Blindheit geschlagen, daß er sich an eine Landstreicherin und Bettlerin hing. Viel Zigeuner zogen früher am finsternen Berg vorbei. Und Eine davon, die unrein und heidnisch war wie die Anderen, hat den Pan Dufzyn verheiratet, daß er sie in sein Haus nahm und heirathete. Der Probst hat den Kopf geschnitten, der Stellmacher, wie Alle — wer jedoch will etwas gegen einen harren Kopf und ein ständig Weib? Daher kam Alles!“

Der Fremde saß wieder ganz gebengt.

„Ihr erzählt Merkwürdiges,“ sprach er nach einer Pause. „Habt Ihr das Weib gesehn?“

„Wohl, wohl! War eine Wölfe, mit brauner Haut und blickten Augen. Schön wie der Satan die Menschen macht. Es war keine Freude im Dorf, als sie da blieb. Die Burschen bekamen einen rothen Kopf, und die Weiber schimpften. Sagte aber keiner, sie so oder so anzugehen, ob sie die Mannslente auch auslachte, daß sie toll wurden. Denn Thaddäus Dufzyn hatte eine Faust wie Eisen, und neben ihm stand Markus, sein Bruder. Beide lebten sie gemeinsam in dem Hause, das Ihr nanntet. Zuk kommt immer vor, jedoch die Brüder waren meistens einig. Manchmal gehen verschiedene Pferde am besten nebeneinander. Und war der Thaddäus still für sich und schweigsam, so sprach und sang der Andere für zwei.“

Der Rossäte richtete sich auf seinem Söke auf.

„Da drüben,“ sagte er, „sieht man schon Lichter. Eins, zwei . . . das ist Sarbka. Es liegt jetzt ruhig, aber es gab viel Aufregung darin. Ruh' damals, als die Wölfe dem Thaddäus ein Kind gebor! Wenn Leute sterben, müssen andere geboren werden. Aber später, Herr, später . . . Sperrt einen Zeug, wenn Ihr ihn jung aus dem Nest nehmt, in's Bauer. Hat er sein Futter, so singt er und ist vergnügt auf der Stange. Nehmt jedoch einen anderen Vogel — er stößt sich den Kopf ein und stirbt oder er entwöhnt Euch. Was auf der Landstraße geboren ist, will auf der Landstraße sterben. Der Zigeuner wird kein Bauer und der Bauer kein Zigeuner. Das Weib des Thaddäus Dufzyn nahm ihr Kind im Bündel auf den Rücken und lief im Frühjahr in den Wald, auf den Berg, sprach vor sich hin, was kein Christenmensch verstand, sah nach den Röumen und sah die Mannslente an, als ob sie einen suchte. Die Lippen immer halb offen, daß man das weiße Gebiß sah — Satan! doch ich immer nur, wenn ich vorbeikomme. Und ihr Mann arbeitete jetzt für Drei, froh, aber fröhligsam. Doch Markus, der Bruder, sang immer lauter. Höre die Wölfe zu, sang das zweijährige. Ich war nicht dabei, aber im Dorfe sprach man, daß Markus das Weib seines Bruders noch toller mache, wie die anderen Burschen. 's ist nicht dabei gekommen. Und eines Tages, als der Mann vom Felde kam, war das Haus leer. Er rief: „Maryla!“, diesen Namen hatte er ihr gegeben. Er rief nach dem Kind. Er rief: „Markus!“ Paliksi, der Stellmacher, zogte auf den Berg. Sie sind oben, Markus!“ Und Thaddäus Dufzyn warnte, daß sie herunterkommen. Sie kamen jedoch nicht. Siele haben erzählt, er hat bis Mittsommer gewohnt und ist dann auf den Berg gestiegen. Auf dem Gipfel, sagen Ältere, und er ein grünes Stück Berg — Grün trug die Sonne am liebsten. Es hing am Hörnle. Sie ist jedoch nur so wenig zu sehen wie sonst beim Kind und Markus, dem Bruder.“

Das Kind sah mit den Augen. Der Zigeuner sah sie halb neugierig den Kopf.

„Sie ist wie ein altes Weib. Warum erzählst du mir Steinen angeht? Ach, die Nartheit der Menschen ist groß, und groß auch war die Nartheit

von Thaddäus Dufzyn. Wollt Ihr glauben, daß er in der Schlucht nach den Drei gesucht hat? Pfia krew, wer den Brand in den Augen hat, wie die Wölfe, der stirbt nicht, so lang er noch leben kann. Jener jedoch begriff es nicht. Wie ein wildes Thier wollt' er sich auf Paliksi stürzen, als dieser sagte: „Die Pan Dufzyn liebt das Schweigen nicht mehr; sie liebt den Gesang. Wenn sie vom Gesang genug hat, wird Markus wieder hier sein!“ Und als Thaddäus dann daran glauben mußte, hat man ihn, den Schweigamen, schreien hören. Jeder ging ihm aus dem Wege. Es kamen Tage, da war er aus Sarbka verschwunden und suchte nach der Fähre wie ein Schweinhund. Er fand Vieles, aber nicht die Drei. Kein Zigeuner mehr ließ sich blicken . . . wie weggeblasen! Die Ernte verfaul, die Felder liegen da. Mäuseklee tragen sie im Sommer, Schnee im Winter. Das Vieh verkaufte Thaddäus. Dann baute er sich ein Haus in halber Höhe des finsternen Berges . . . fern den übrigen. Und als es kalt steht, schlagen die Flammen aus dem alten, das er verlassen hat. Er selbst, sagt man, hat den Brand darein geworfen, in derselben Nacht, wo er die Drei ein Jahr zuvor gesucht hat. Er selbst hat vom Berg zugesehen, wie die Flammen gefressen haben. Frag' ich einen Christenmenschen: wer zündet sein eigenes Haus an? Wer läßt die Felder, die er hat, so liegen und verkommen? Vieles leg' ich mir zurecht, wenn ich so auf dem Wagen sit' und die dunkle Straße 'lang fahr'. Ich denk' er will das Haus nicht mehr sehen, wo er mit der Wölfe gehaust hat und wo sie und sein Bruder ihn betrogen. Ich denk' dies und das. Die Neder thun Einem leid. Aber als Paliksi ihm einen abtausen will, sagt er:

„Nein, Stellmacher — sie bleiben liegen für meinen Bruder! Und hat ein böses Zucken im Gesicht. Damals nach dem Brande hat er auch das Licht zuerst oben angestellt. Sie sollen den Weg nicht verschließen, wenn sie wieder kommen. Ich leucht' ihnen“, hat er mal gesagt. Und was Unheimliches hat er in den Augen. Das Licht brennt, bis sie wieder da sind, oder bis Thaddäus Dufzyn vergessen hat oder bis er gestorben ist. Gut, daß es brennt! Möge es so brennen bis an sein Ende!“

Simmer näher war das Dorf Sarbka gekommen, das am Fuße des finsternen Berges lag.

„Da drüben müßt Ihr anssteigen, wenn Ihr nach dem Berge tanzt wollt! Meines Vaters Sohn hat wieder ein lojes Maul gehabt. Ist Euer Leben Euch lieb, so rath' ich Euch: redet nicht zu Thaddäus Dufzyn von den alten Geschichten. Und am Besten: Ihr fragt auch nach der Bergleuchte nicht!“

Langsam schwob der Fremde die Decke zurück.

„Ich vertrag' den Wind nicht,“ antwortete er. „Das Licht eben erträgt' ihn besser. Es muß gut geschützt sein, daß es nicht auslöscht.“

„Seid Ihr mutig? Fällt nicht zuguterletzt! — Ja, das Licht geht nicht aus. Und wenn es ausgeht, mußt' man, ist Blut gelöschen. Ihr versteht: dann sind die Drei zurückgekommen. Also rechts immer den Berg 'rauf — an der Gottesmutter vorbei! Ihr könnt garnicht fehlen!“

Der Braume zog an.

„Pan!“ rief da der Fremde schwer atmend. „Einen Dank wollt' Ihr nicht. So mögt Ihr wenigstens wissen, mit wem Ihr gefahren seid. Ich bin Markus Dufzyn! Markus Dufzyn, der zu seinem Bruder geht!“

„Jesus Maria!“ rief der Fuhrmann auf und riß am Zügel, daß der Gaul emporstieg. „Herr Herr, geht nicht! Das Licht wird auslöschen, Herr!“

Er horchte. Kein Laut kam durch das Brausen des Windes. Markus Dufzyn war nicht mehr zu sehen. Er mußte den finsternen Berg schon emporsteigen.

II.

Der kurze Höhenzug, dessen bedeutendste Erhebung eben der sogenannte finstere Berg war, sprang gleichsam willkürlich und ohne Verbindung mit anderen Erhöhungen aus der weiten Ebene, die der Ostrand Karpaten. Es gab Leute, die ihn als den äußersten Ausläufer der Karpaten be-

trachteten, was von anderen wiederum lebhaft bestritten ward. Wie dem auch sei: jedenfalls wuchs dieser Höhenzug ziemlich steil und unvermittelt aus dem Flachland heraus, zum Theil nur mager bewaldet. Der finstere Berg trug zur Hälfte Kiefern. Darüber hinaus wucherten nur Unkraut und Gräser zwischen den Steinen. Auf der rechten Seite fiel er steil zu einer tiefen Schlucht ab, wo nach dem Volksglauben unholde Geister ihr Wesen trieben. Im Ganzen war der Berg nur wenig begangen. Niemand hatte etwas darauf zu suchen. Arme Weiber, die Gras für die Ziegen schnitten und tiefer, wo die Kiefern standen, fleißig brachen, waren tagelang die einzigen Besucher. Im Winter kamen auch sie nicht zum Gipfel.

Ein schmaler, ausgetretener Weg führte an der Stelle, wo Markus Dufzyn vom Wagen gestiegen war, empor. Er wand sich erst durch den Kiefernforst, dann ging er oben am Rande des Waldes entlang, ziemlich hart an der Schlucht vorüber. Am Ende der Schlucht stand das Madonnenbild, von dem der Rossäte gesprochen.

Doch Markus Dufzyn schritt baran vorüber, ohne sich zu verneigen, ohne das Kreuz zu schlagen. Langsam schritt er, fast gebückt; er schritt wie ein ganz gebrochener Mensch, der nichts weiter will, als einen Winkel zum Sterben.

Wenn er den Kopf hob, sah er die Bergleuchte. Sie trieb ihn auf, wenn er müde werden und sich auf den steinigen Boden werfen wollte; sie wünschte herab und grüßte ihn in der Heimat; sie schien auf ihn gewartet zu haben und jeden seiner Schritte zu verfolgen. Wie eine geheimnisvolle Kraft ging es von ihr aus, daß er den Blick immer wieder zu ihr lehrte. Sie stand auf der Stelle, wo er seinen Bruder verrathen hatte. Sie war unverlöschlich wie seine Schuld; sie brannte hell wie die Nache, sie rief den Verrath weit in's Land hinunter, sie zog die Verräther zu sich empor.

Er vergaß den Wind, er vergaß das Tiebe. Er blieb stehen und starre in das Licht. Einen Augenblick schnellte er empor zu alter Kraft; er packte den Stock, er kletterte den steilen Hang empor, immer der Leuchte nach, er wollte sie zerschmettern, er hasste sie. Sie, die den Ort erleuchtete, der dunkel bleiben, die immer neu aufwachte, was schlafen sollte.

Seine Brust feuchte, sein Gesicht glühte. In den Schläfen pochte ihm das Blut, als wollt' es die Adern und Nerven zerreißen, und vor den Augen schwamm durch das Dunkel immer nur das Licht — das rufende, rächende, wartende, höhnende!

Ein scharfer Wind blies ihn an. In der Brust ein Stechen — mit leisem Stöhnen blieb er stehen. Er sank förmlich zusammen. Was wollte er denn? Was hatte er auf dem Gipfel zu ihm bei dem Licht? Er wollt' ja zu seinem Bruder, zu Thaddäus — in der Heimat sterben.

Stumpf kehrte er um. Er ging und ging. Da mußte es sein — das Haus, das einsam und verloren lag, das früher dort nicht gestanden! Es war gegen den Berg gebaut, klein nur, aber fest und derb. Die Lüden der Fenster waren geschlossen, doch drang durch eine Rille ein matter Schimmer. Markus Dufzyn stand vor dem Hause seines Bruders.

Er spähte nicht durch die Rille der Lüden in's Zimmer, er trat nicht an die Thür und kloppte. Er sah nur auf das dunkle Haus hin. Es lag über dem Forst und über dem Weg. Unter ihm rauschten und jauften die Wipfel; noch tiefer lag Sarbka mit ruhigen Lichtern.

Jeden Schritt kannte er hier. Er war hier zu Hause, ob auch die Stelle dunkel war, wo das Baterhaus gelegen. Es war gleich, was jetzt kam.

Der Rossäte hatte ihm flehentlich nachgerufen, nicht auf den Berg zu gehen. Das Licht wird auslöschen — die Worte galten ihm noch in's Lied. Das Licht wird auslöschen, und wenn das Licht auslosch, war Blut gestossen.

Sein Blut?

Er zitterte wieder, aber nur im Wind. Was hat's, möchte Thaddäus ihm, was er wollte! Ob

er ihm niederschlug — es war verdient, und er starb in der Heimath, starb in Sarbka am finsternen Berge, nicht auf der Landstraße. Er wollte sich nicht wehren.

(Fortsetzung folgt.)

In den Kasematten von Magdeburg.

Von A. Conrady.

Nach dieser grausamen Enttäuschung war es mit dem letzten Rest von Treuks Fassung vorbei. Er zerschnitt sich mit dem Stumpf des Messers die Adern am linken Arm und Fuß, sah sein Blut verrienen und fiel in Ohnmacht. Beim Erwachen hörte er von draußen her seinen Namen rufen. Ein Grenadier namens Gefhardt, der schon früher auf der Zitadelle mit Treuks Mitleid gefühlt und ihm Beistand geleistet hatte, war auf den Wall geschlichen, um dem Gefangenen klar zu machen, daß aus der Sternbastion leichter zu flüchten sei, als aus dem früheren Gewahrsam. So ward er für Treuks zum rettenden Engel; denn ohne des Grenadiers Erscheinung und ernsthafte Worte hätte er nach Wiedererlangung des Bewußtseins den Lebensaft vollends ausströmen lassen. Nun aber nahm die Hoffnung wieder von seiner Seele Besitz; er verbündete nothdürftig seine Wunden und überlegte, was zu thun sei, um eine neue Geschwierung seiner Lage infolge des nicht mehr zu verbergenden Fluchtversuchs zu verhüten. Er hegte einen verschmitzten Plan aus, um seinen Kerkermeistern eine günstige Kapitulation abzunöthigen. Als der Plaktmajor Mittags erschien, um die gewohnte Visitation vorzunehmen, bekam er eine nette Bescheerung zu sehen. Die innere Thüre stand sperrangelweit offen, die Deckung der nächsten war mit Treuks Ketten versperrt. Dahinter stand blutüberströmt der Gefangene, in der Hand wurfbereit einen Ziegelstein, von welcher Sorte Geschosse er eine ganze Menge durch Zertrümmerung seines gemauerten Sitzes gewonnen hatte, und erklärte, Niemanden gutwillig hereinzulassen. Der Major retritierte und meldete dem General v. Borck den neuesten Streich Treuks. Bald darauf erschienen beide wieder, gefolgt von einigen Offizieren und einem Trupp Grenadiere, die den Kerker stürmen sollten. Das war aber wegen des schmalen Zugangs nicht so einfach: gleich der Vorderste wurde von dem Steinregen, womit Treuk die Andrängenden empfing, zu Boden gestreckt, und die übrigen wichen zurück. Freilich wäre es ein kleines gewesen, Treuk über den Haufen zu schießen, wozu er selber anreizte. Das ging aber nicht an, weil dann die Sache an die große Glocke gehängt und dem König zu Ohren gedrungen wäre. Der Plaktmajor, dem es zweifellos thunter zu stehen gekommen wäre, wenn der König erfuhr, daß Treuk ein Messer eingeschmiedet habe, verlegte sich also auf's bitten, ihn doch nicht unglücklich zu machen. Nun war Treuk soweit wie er wollte; er bedauerte sich aus, daß Alles beim Alten bleibe, und nachdem der Kommandant auf sein Ehrentwort versprochen hatte, Treuks Lage nicht zu verschlimmern, gab er seinen Widerstand auf, wurde durch einen Feldscherer ordnungsmaßig verbunden, mit Fleischbrühen gelabt und ohne Fesseln belassen, bis er einigermaßen wieder bei Kräften war. Dann ward er neu eingeschmiedet, aber nicht schlimmer als zuvor; die einzige Aenderung bestand darin, daß die innere Thüre mit Eisen beschlagen und eine Schildwache ansetzen davor gestellt wurde.

Gerade diese letztere Vorichtsmaßregel setzte Treuk von Neuem in die Lage, wiederum Fluchtpläne in Angriff zu nehmen. Nachdem nämlich drei Wochen verstrichen waren, bezog kein Anderer als jener Gefhardt, der Treuk schon früher Beistand geleistet hatte, den Posten vor Treuks Zelle. Als bald begann eine Unterredung durch den Luftkanal, in der Gefhardt anregte, unter den Fundamenten der Zelle weg, die nach seiner Angabe bloß zwei Fuß tief sein sollten, in's Freie auszubrechen. Weiter nahm es der pommerische Grenadier auf sich, Treuk Geld

zu besorgen, und brachte es auch wirklich dahin, mit einem zuverlässigen Wiener Freunde des Gefangenen in Beziehung zu treten und eines schönen Tages zweitausend Gulden in die Zelle einzuschwärzen, wovon er erst nach längerer Zeit und vielem Zureden die Hälfte annahm. Nun Geld vorhanden war, machte es keine Schwierigkeiten mehr, durch Gefhardt allerhand Dinge beschaffen zu lassen, die für einen neuen Fluchtversuch förderlich waren. Mit einer Feile durchschnitt Treuk die Schelle am Fuß so, daß sie mitsamt der nach dem Mauerriegel laufenden Kette ohne Verletzung der umschließenden Knöpfe herausziehen war. Wenn die Visitation nahte, wurde Alles wieder zusammen gesetzt, und es war von außen nichts Auffälliges zu bemerken. Die Hände wurden durch viele Übung so schmeissam, daß sie sich beide aus den Schellen ziehen ließen, für die sich dann Treuk aus einem Nagel einen Schlüssel anfertigte, so daß er sie selber auf- und zuschrauben konnte. In der Kette zwischen Armlänge und Leibring öffnete er ein Gelenk, um jene ablegen zu können. Zur Visitation ward die schadhafte Stelle mit Kommissbrot überklebt. Stets an seiner Stelle blieb blos der Leibring, der die Arbeit weiter nicht förderte. Die Armlänge leistete sogar nützliche Dienste; sie ward auf dem Leichenstein an einem Ende zum Meißel zugeschliffen und diente zum Losbrechen der Bohlen des Fußbodens. Andere Werkzeuge, nebst ein paar Pistolen, Pulver und Blei, wurden durch Gefhardt beschafft.

Die Arbeit nahm in dem weißen Sand, der den Untergrund der Sternbastion bildete, guten Fortgang, wurde aber langwierig, weil sich herausstellte, daß die Fundamente des Kerkers tatsächlich vier Fuß tief waren. So verging der ganze Winter auf 1756; der den Gefangenen in seiner ungeheizten Zelle schwer mitnahm; da er aber die Freiheit wünschen sah, hielt er zum allgemeinen Erstaunen stets den Kopf hoch. Nach achtmonatlicher Thätigkeit war der unterirdische Kanal ungefähr fertig, und Treuk richtete an seinen Wiener Freund die Bitte, an bestimmten Tagen mit zwei Reitpferden auf dem Glacis von Magdeburg zu erscheinen. Der Brief ward auf der Post erbrochen und dem Gouverneur von Magdeburg ausgehändigt. Herzog Ferdinand von Braunschweig, der damals diesen Posten bekleidete, erschien also auf einmal im Kerker des nichtsahnenden Treuk, den verrätherischen Brief in der Hand, und wollte wissen, wer ihn zur Post befördert habe. Treuk besaß Geistesgegenwart genug, um sich ganz dumum zu stellen, nicht einmal als Urheber des Briefes bekannte er sich. Eine genaue Untersuchung der genannten Zelle blieb ergebnislos; weder der Defekt an den Ketten, noch das Vorhandensein von Geld, Werkzeugen, Waffen usw. wurde entdeckt, und auch von dem Kanal, der in dem Brief nicht erwähnt war, wurde nichts gefunden: so gut hatte Treuk alle Spuren zu verdecken gemacht.

Schlimm war aber, daß von nun ab ein Doppelposten vor den Kerker gestellt wurde, wodurch dem Verkehr mit Gefhardt so ziemlich ein Ende gemacht wurde. Ganz hörten diese Beziehungen auf, als acht Tage später der siebenjährige Krieg ausbrach (im Sommer 1756): die Linienregimenter rückten in's Feld und wurden im Garnisonsdienst durch Landmilitzen erfüllt. Das war insofern für Treuk von Vortheil, als er bald herausfand, daß Offiziere und Gemeine dieser zusammengefaßten Scharen viel leichter zu gewinnen seien, als die der regulären Truppen. Bitter war aber, daß an Stelle des Herzogs Ferdinand nun der bösaarige General v. Borck oberster Machthaber in Magdeburg wurde. Dadurch, daß der König ihn mit seinem Kopf für den Gefangenen verantwortlich gemacht und ihm gleichzeitig freie Hand gegeben hatte, mit Treuk nach Belieben zu verfahren, ward der brutale Patron noch angefasst. Er eröffnete seine Thätigkeit damit, daß er Treuk das Bett wegnehme, dafür aber ein mächtiges Halsseisen von Handbreite anlegen ließ, das mit der Fußschelle durch eine Kette verbunden war und das Gesamtgewicht der Fesseln auf 68 Pfund steigerte. Der Druck des Halsseisens und das harte Lager auf dem feuchten Boden

ließen Treuk bald in eine schwere Krankheit verfallen, die ihn nach zwei Monaten bis an den Rand des Grabs brachte. Es geschah schlechterdings nichts für ihn: wie ihm kein Arzt beistand, so erhielt er auch keine andere Nahrung, als das ewige Kommissbrot. Das Einzige, wozu Borck sich endlich auf Bitten seiner Stabsoffiziere und der Garnisondamen herbeiließ, bestand darin, daß Treuk sein Bett wiederbekam. Wider Erwarten und, soweit Borck in Betracht kam, auch wohl wider Verhoffen, genas die unglaublich widerstandsfähige Natur Treuks schließlich.

Nach einem weiteren halben Jahre war er schon wieder so weit, an Flucht denken zu können. Indem er drei Offiziere, die in Geldnöthen waren, bestach, bekam er Bicht, Böcher, Nahrungsmitte, konnte seine Fesseln, außer dem Halsseisen, ablegen und wieder an's Ausbrechen gehen. Diesmal gab ihm sein Freiheitsdurft Kraft und Ausdauer zu einem noch viel weitsichtigeren Unternehmen, als das letzte war: In dem früher gegrabenen Kanal einen Versuch zu machen, war angesichts des Doppelpostens aussichtslos. Er wollte darum einen neuen Kanal graben bis in die unterirdische Gallerie des Hauptwalles — eine Entfernung von 37 Fuß —, und von da sollte es durch eine Ausfallsporta in's Freie gehen. Über ein halbes Jahr verging in übermenschlicher Thätigkeit. Er schien am Ziele, als das Klirren seines Halsseisens aus der Tiefe heraus einem Posten zu Ohren drang. So kam es, daß eine große Gesellschaft mit Laternen ihn erwartete, als er sich in die Gallerie hinausarbeitete. Die Folge war, daß der Kanal verschüttet, der Boden gesäubert und neue, schwerere Ketten angelegt wurden. Dazu kam bald hernach der unmenschliche Befehl, Treuk auch Nachts alle Viertelstunden durch die Schildwachen aufrufen und den Ruf beantworten zu lassen. Das geschah vier Jahre lang.

Indes Treuk wurde zwar wiederholz todkraut, aber er hat seinen Beinigern nicht den Gefallen, mit Tode abzugehen. Vielmehr behielt er nach wie vor den Mut und die Erfundungsgabe zu immer neuen Anschlägen, die ihm durch seine fortdauernde Verbindung mit den mitsvergnügten und geldbedürftigen Milizoffizieren erleichtert wurden. Unter Anderem war Treuk der Urheber eines Komplotts, das bezeichnete, die Festung Magdeburg in kaiserliche Hände zu spielen. Siebentausend kriegsgefangene Kroaten sollten sich unter Treuks Führung erheben und die schwache, unzuverlässige Besatzung überwältigen, die zudem noch theilweise im Einverständnis war. „Es fehlt wenig,“ schreibt selbst Archenholz, ein begeisterter Verehrer und ehemaliger Offizier Friedrich's II., in seinem „Siebenjährigen Krieg“, „so wäre das Schicksal eines Monarchen, den die größten Mächte Europas mit Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht bezwingen konnten, von einem der unahnen Verweisung geweihten, in Eisen geschmiedeten Manne bestimmt worden, der, auf seinem Leichenstein ruhend, sein verschimmeltes Kommissbrot ab, allein dennoch die Rechte der durch die Macht des Stärkeren gefränkten Menschheit tief fühlte und nichts als Freiheit und Rache atmete. Glücklicherweise für den König unterblieb der klischee Versuch.“ Er unterblieb nicht, weil Treuk der Wuth ausging, sondern weil das verwogene Projekt verraten ward. Das war im Jahre 1761.

Am Schluß des zweitfolgenden Jahres, nach dem Frieden von Hubertusburg, erhielt auch Treuk, dessen eiserne Konstitution nach wie vor stand hielt, auch die Kraft zu neuen Maulwurfsarbeiten bewahrt hatte, die Freiheit wieder. Friedrich II. hatte zwar öfter über ihn erklärt: „Er ist ein gefährlicher Mensch; so lange ich lebe, soll er nicht das Tageslicht erblicken.“ So öffnete auch der Friede noch nicht sofort Treuks Kerker, obwohl er österreichischer Offizier war. Durch ein gehöriges Geldgeschenk brachte er es aber dahin, daß sich seitdem der kaiserliche Gesandte in Wien seiner Sache nachdrücklich annahm. Zu dessen Verwendung kamen noch die Biten einflußreicher Persönlichkeiten bei Hofe, vor Allem der Königin und der Prinzessin Amalie. Schließlich ließ sich Friedrich den Befehl

zu Trend's Freilassung entziehen. Zu Weihachten 1763 nahm Trend's Gefangenschaft ihr Ende. Aber sie warf ihre Schatten über sein ganzes weiteres Leben, das noch über dreißig Jahre währete: nach buntbewegten Schicksalen fand er erst während der Schreckensherrschaft am 26. Juli 1794 als angeblicher Agent fremder Mächte seinen Tod durch die Guillotine in Paris, wohin er sich zuletzt begaben hatte, um die bürgerliche Freiheit aus der Nähe kennen zu lernen. Während all dieser Zeit kam er garnicht aus allen möglichen Händeln heraus; denn er hatte sich in Magdeburg eine ziemliche Toxis Verfolgungswahnissum zugezogen: anders kann man es kaum nennen.

Auch seine Autobiographie zeigt deutliche Spuren davon. Das hindert aber nicht, daß die Hauptakta darin völlig wahrheitsgemäß sind, daß er wirklich mit raschloser Energie sumreiche Entwürfe geschmiedet und angegriffen hat, um in Freiheit zu kommen, und vor Allem, daß er tatsächlich ein Opfer des Preußenkönigs gewesen ist. Die patriotischen Märchenbücher berühren daher durchweg die grausame Be-handlung, die er Trend hat angedeihen lassen, nicht mit einem Sterbenswörthchen. Und doch paßt die Bezeichnung Schubart's für den sterker auf dem Hohenasperg, in den ihn der württembergische Tyrann Karl Eugen warf, ebenso gut für Trend's Verließ in den Kasematten von Magdeburg: es war eine Fürstengröße.

Katholische Sozialisten in Deutschland.

Von H. Lautenberg.

Selbst unsere Klerikale in Wort und Schrift über die Verwertlichkeit des Sozialismus sich ergehen hört, muß zu der Ansicht gelangen, als beständige zwischen dem letzteren und der christlichen Eigentumstheorie ein absoluter Widerspruch, eine durch nichts zu überbrückende Kluft. Geht man jedoch der Sache auf den Grund, so vermag man von diesem angeblichen Gegensatz nicht nur nichts zu entdecken, man sieht sich vielmehr zu der Erkenntniß gezwungen, daß die christliche Begründung des Eigentums weit eher dem Sozialismus zu als von demselben ableitet.

Die christliche Theorie des Eigentums setzt sich aus zwei fundamentalen Sätzen zusammen; sie behauptet einmal, daß infolge der Echtheit, welche die Menschheit aus dem Paradiese mitgebracht, an der Hand der gesetzlichen Entwicklung das Eigentum jüg als privates herausgebildet habe, sodann daß alle Menschen einen unbedingten und in jedem Augenblick realisierbaren Anspruch auf das zum Leben Nothwendige besitzen. Und zwar ist dieser letztere Satz der schlechthin naturrechtliche, während dem ersten nur quoad-naturare rechtliche Bedeutung beitwohnt, so daß er das Privateigentum zwar mit allem Rechtsschutz ausstellt, es jedoch jener höheren Bestimmung, Träger der Subsistenz Aller zu sein, unterordnet. Die Frage, wie die Eigentumsvorstellungen zu gehalten seien, richtet sich also der christlichen Theorie zu folge in erster Linie nicht nach den etwa im Laufe der Zeit erworbenen Rechten, sondern vielmehr nach der Gegenheit nach den Eigentumsbedürfnissen der breiten Massen. Daher hat auf Grund der christlichen Disziplinengerechtigkeit die Staatsgewalt die soziale Pflicht, dafür zu sorgen, daß nicht die extreme necessitas, die äußerste Noth, in der Normab, sofern die Subsistenz in Frage steht, das rechte Eigentum zu respektiren braucht, sondern mehrmals soau, wo er findet, zu einer dauernden Justizierung im Leben größerer Volksschichten werde. Da aber einmal das Nöthverhältnis zwischen der auf Alle gehenden Idee des Eigentums und der gesetzlichen Eigentumsvorstellung ein schreitendes geworden, ist das Sonder-eigentum in Widerspruch getreten zu jenem Zweck, die allgemeine Eigentumsmöglichkeit zu erhöhen, anstatt dieselbe zu vermindern, denn tritt der naturrechtliche Charakter des Eigentums, Gesetzigt Aller zu sein, mit innerer Noth-

wendigkeit erneut in den Vordergrund, dann muß das Privateigentum sich diejenige organische Verschiebung im Besitzstande gefallen lassen, die die Behebung des Nothstandes erfordert, auch die Vergeellschaftung der Produktionsmittel, wenn nur diese eine dauernde Besserung gewährleistet.

Nun liegt es aber im Wesen der kapitalistischen Gesellschaft, aus sich heraus die sozialistische Kritik zu erzeugen. Als die privatkapitalistische Ordnung noch in ihren Anfängen stand, trat diese Tendenz bereits deutlich hervor. Sie ist schon erkennbar am Ausgang des Mittelalters innerhalb der kontinentalen Weber- und Bergwerksindustrien, sie ist erkennbar in dem Auftreten der Levellers während der englischen Revolution im 17. Jahrhundert, welch' Letztere gegenüber der aufstrebenden Handelsbourgeoisie Englands durchaus sozialistische Tendenzen vertraten. Es läßt sich für jene Zeit sogar die kennzeichnende Thatsache beobachten, wie ein und derselbe Christsteller die feudalistische Gesellschaft vom kapitalistischen Standpunkte, die sich herausbildende Bourgeoisie dagegen von sozialistischen Gesichtspunkten aus kritisirt. Hier handelt es sich eben um eine ökonomisches Naturgesetz: mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher die feudalistische Gesellschaft die kapitalistische Kritik erzeugte, führt die kapitalistische Gesellschaft die sozialistische Kritik heraus. Soll also der naturrechtliche Oberz und Vordergrund der christlichen Eigentumstheorie in der Gegenwart einen Sinn behalten, so kann er nur gemäß dieser aus der Natur der Dinge selber sich ergebenden sozialistischen Kritik interpretirt werden. Sofern klerikale Denker sich die genügende Unabhängigkeit des Urtheils zu wahren verstanden, haben sie sich dieser Logik nicht zu verschließen vermocht. In Deutschland besitzen wir dafür zwei typische Beispiele, Männer, die in der Zentrumsfraktion während der kirchenpolitischen Kämpfe eine bedeutsame Rolle gespielt haben, wenngleich man auf klerikaler Seite sich an ihre sozialistischen Tendenzen heute nicht gerne mehr erinnert sieht: Ketteler und Mousang.

Vergesst wir die Stellung dieser beiden zum Sozialismus näher darlegen, mögen einige kurze biographische Notizen vorweg genommen sein. Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler ward am 25. Dezember 1811 zu Münster in Westfalen geboren. Er studirte auf den Universitäten zu Göttingen, Berlin, Heidelberg und München zunächst Jurisprudenz, wurde 1835 Referendar bei der Regierung zu Münster, trat jedoch schon nach zwei Jahren aus dem Staatsdienste aus, um sich wenige Jahre später in München und Münster theologischen Studien zu widmen. Im Jahre 1844 zum Priester geweiht, wirkte er zunächst als Kaplan in Beckum, wurde 1846 Pfarrer zu Hopsten in Westfalen, 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, 1849 Propst zu St. Hedwig in Berlin und 1850 Bischof von Mainz. Diese Stellung brachte ihn bald an die Spitze der klerikalen Bewegung in Deutschland; er vor Allem war es, der Ende der sechziger Jahre der christlich sozialen Strömung auf katholischer Seite den mächtigsten Aufschwung verlieh, bis um die Mitte der siebziger Jahre unter der Einwirkung des kirchenpolitischen Konflikts die zahlreich gegründeten Vereine der Auflösung verfielen. Als Abgeordneter für Landwirtschaftsheim im Reichstag gewählt, gehörte er demselben bis zum 13. Juli 1877 an, als er auf der Rückkehr vom Papstjubiläum zu Rom im Kloster Burghausen in Oberbayern unerwartet verstarb. Mit Ketteler durch seine ganze Thätigkeit wie durch seine sozialpolitischen Ausschauungen auf's Engste verbunden ist der Mainzer Domkapitular Mousang. Am 12. Februar 1817 zu Mainz geboren, studirte er zunächst in Bonn und München Medizin, um sich alsdann gleichfalls der Theologie zuzuwenden. Im Jahre 1839 erhielt er die Priesterweihe, ward 1854 Domkapitular an der Kathedrale zu Mainz und später Regens des dortigen bischöflichen Seminars. Gleichzeitig mit Ketteler zog er 1870 für den Wahlkreis Mainz in den Reichstag ein. Nach Ketteler's Tode leitete er bis zur Neubesetzung des Mainzer Bischofsstuhles im Jahre 1886 als Bischumverwalter

die Diözesangeschäfte, um 1887 in seine Stellung als Regens des bischöflichen Seminars zu Mainz zurückzutreten, in der er bis zu seinem am 27. Februar 1890 erfolgten Tode wirkte. Ketteler's sozialpolitische Ansichten sind vorzugsweise niedergelegt in seinem Werke: „Arbeiterfrage und Christenthum“, diejenigen Mousang's in der Programmrede welche er im Februar 1871 vor seinen Wählern zu Mainz hielt. Diese beiden Quellen werden daher unserer Darlegung im Folgenden zu Grunde liegen.

Ketteler steht durchaus auf dem Boden Lassalle's zunächst, soweit die Auffassung vom Wesen der Arbeiterfrage in Betracht kommt. „Die sogenannte Arbeiterfrage,“ schreibt er, „ist in ihrem Wesen die Arbeiterernährungsfrage. Sie ist daher erstens so wichtig wie die Ernährung, d. h. die Beschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung. Sie ist zweitens so wichtig wie die Zahl der Arbeiter selbst zu allen anderen Ständen. Ihrem Gegenstände nach beschäftigt sie sich also mit den allerwesentlichsten Bedürfnissen der Menschen; ihrem Umfang nach umfaßt sie den weitaus größten Theil des Menschengeschlechts.“ Die Lage des Arbeiterstandes beurtheilt Ketteler durchaus nach dem ehemaligen Lohngegesetz. „Die materielle Existenz des Arbeitersliquides,“ sagt er, „die Beschaffung aller nothwendigen Lebensbedürfnisse für den Arbeiter und für seine Familie ruht nämlich mit so wenigen Ausnahmen, daß sie diese Regel nicht alterieren, auf dem Arbeiterlohu, und der Arbeitslohu bestimmt sich in unserer Zeit nach der Lebensnothdurft im strengsten Sinne, d. h. nach dem, was der Mensch an Nahrung, Kleidung und Obdach unumgänglich nothwendig bedarf, wenn nicht seine physische Existenz vernichtet werden soll. Die Wahrheit dieses Satzes ist durch die bekannten Kontroversen zwischen Lassalle und seinem Gegner so evident gemacht, daß nur die Absicht, das Volk zu täuschen, sie bestreiten kann.“ „Die Evidenz dieser Sachlage macht sich uns am handgreiflichsten klar, wenn wir darüber denken, daß die Arbeit bei uns durchaus eine Ware geworden ist, die daher auch allen Gesetzen der Ware unterliegt. Wie der Preis der Ware sich lediglich und allein nach dem Angebot und der Nachfrage bestimmt, so ist es auch bei dem Lohn der Arbeit. Das Gesetz für den Preis der Ware liegt zuletzt in den nothwendigen Produktionskosten der Ware. . . . Die Arbeitgeber stehen auf dem Weltmarkt und fragen: Wer will die Arbeit ihm für den geringsten Lohn? und die Arbeiter überbieten sich als Mindestfordernde nach dem Maße ihrer Noth. Daher kommt es dem, daß endlich, wie bei der Ware, ab und zu auch jener schreckliche Zustand eintritt, wo diese Menschenware unter ihrem Produktionspreis angeboten wird, d. h. aber für den Menschen und in menschliche Sprache übersetzt, wo der arme Arbeiter aus Noth im Angebot des Lohnes unter das Maß der allerärmeren Lebensbedürfnisse für sich und seine Familie herabgehen muß. . . . Die Entbehrung des Nothwendigsten — auch nur für wenige Tage — ist aber ein Wort voll Jammer und Elend.“

Ketteler betont ausdrücklich, wie er in dem ehemaligen Lohngegesetz Lassalle's „den Probstein für den Werth aller Vorschläge erblickt, dem Arbeiterstand zu helfen“, ein Beweis, wie wenig Grund gerade unsere klerikalen Widersacher haben, aus der „aggressiven“ Ausnutzung jenes von der Sozialbewegung heute preisgegebenen Gesetzes der letzteren einen Vorwurf zu machen. Doch nicht nur seine wirtschaftliche Grundansicht entlehnt der Mainzer Bischof dem Sozialismus Lassalle's, er eignet sich nicht nur dessen sozialistische Kritik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung durchaus an, er akzeptirt auch im Prinzip das von demselben vorgeschlagene Mittel der Abhilfe, die bekannten Produktivsozialisationen. „Die Partei,“ sagt er, „deren Hauptvertreter Lassalle ist, hat das unbestreitbare Verdienst, die . . . Lage des Arbeiterstandes . . . mit unerbittlicher Schärfe und Wahrheit aufgedeckt zu haben. Sie stellt daher auch mit derselben Richtigkeit das Axiom auf: daß wer überhaupt dem Arbeiter in dieser Lage gründlich

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 22

Alleinige Herausgeberin durch Helene Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro abgesetzte Nonpareille-Seite oder deren Raum Mk. 1,25.

1903



Remontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 8 Rubis, schönes Platinschädel, deutscher Reichsstempel, 2 echte Goldbränder, Emaille-Gitterblatt, Mk. 10,50. Diefebe mit 2 echten Silbernen Kapselfen, 10 Rubis Mk. 13.

Schlechte Waare führt nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgesogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2 jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachzahlung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren. Engros. Berlin 415. Neue Königstraße 4. Meiste und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Erst versuchen, dann urtheilen! Pflaumenmus 1,20 Melange-Marmelade 3,20 Himbeer-, Erdbeer-, Apfel- und Traubengelé 3,20 Rhein. Apfelskraut 3,20 Zuckerkonf. vorzüglich 4,20 Der 10 Pf. Eimerfr. u. Nachnahme. Julius Vogel, Nahrungsmittelfabrik Alstein a./E., Rheinpfalz.

Goldsachen, Platin, Silber, Guilloche, waben, Uhren, laufen, auf A. Fuss, Juwelier, Berlin SW., Gendarmstraße 28. Einwendungen werden umgehend mit voll. Werth fr. reguliert.

Soberana
Fahrräder
best. deutsch, Fabrikat. v. M. 75 an b. feinsten Laufmäntel v. M. 5. an. Lufschläuche, M. 3. an. Latern, Glock. etc. sehr billig. Wiederverk. ges. Catalog gratis. Volk & Trambauer, Nürnberg.

Feinstes Pflaumenmus aus erster Hand. Kübel 30-50 S. Inhalt pro Stück M. 14,- Fässer 100 " " " 14,- 2/300 " " " 13,- Emaille-Eimer 25 S. Inhalt pro Stück 4,50 Porzblech-Eimer 25 S. Inhalt pro Stück 2,- offert bei Magdeburg (unfrankf.) gegen Nachnahme Herrn. Menschke, Magdeburg 17, Sachlodberg 19. Fabrik mit elektrischem Betrieb.

Briefmarkenpreisliste gratis 30000 Preise. Viele Abbildung. Ankauf v. Samml. u. einzel. Marken. Philipp Kosack, Berlin C. Burgstr. 8,

Fahrräder
hoher Qualität von 75 M. an mit voller rechtsverbindlich. Jahresgarantie. Räder mit Freilauf und Rücktrittbremse von 99 M. an. Motor-Swehräder, Fahrradzubehör, Neumatics in seines Artes zu sehr billigen Preisen.

Reparaturbüro! zur Garantie der Garantie. Reparaturbüro! Reparaturbüro! Reparaturbüro!

Willi Hausherr G.m.b.H. Berlin O 27. Hieranderstr. 150.

H. Strahlendorff's Handels-Akademie.

Muster-Kontor: Berlin SW., Beuthstr. 11, 1. 2. 3. Etage.

Am 2. Juli beginnen die neuen

Kurse für Herren

(Unter- und Oberstufe) zum Ausbildung für den kaufmännischen Beruf. Vormittags 9 bis 1, resp. 1 Uhr Honorar M. 20,- resp. M. 25,- pro Monat. Für Dement, viertel, halb. und jährliche Kurse zur gründlichen Ausbildung als

Buchhalterin, Geschäfts-Stenographin, Bureau-Beamtin, Korrespondentin, Kassierin. Vormittags 9 bis 1, resp. 2 Uhr. Mit den halb- und jährlichen Kursen ist ein praktisches Übungskontor (Musterkontor) verbunden. Honorar pro Monat M. 20,- resp. M. 25,- Zeugnisse, kostenlose Stellenvermittlung für meine Schüler. Pension im Hause. Der Unterricht in meinem Institut wird von 15 praktisch erfahrenen, bzw. staatlich geprüften Lehrern und Lehrerinnen ertheilt, es stehen 14 Klassenzimmer und 60 erstklassige Schreibmaschinen zur Verfügung.

Ausführliche Lehrpläne unentgeltlich.

Das Pflanzenheilverfahren (Behandlung mit giftfreien Pflanzenzesten) bietet die meiste Aussicht auf Heilung, auch bei sonst nur für unheilbar gehaltenen Leiden. Stabsarzt a. D. Dr. Kahnt bet. Berl. **Die Phytotherapie**, II. Auflage. (Darstellung des Verfahrens, Ausführung von 197 Heilpflanzen, ihre Zubereitung und Heilwirkung.) Vorortset zu beziehen gegen Einwendung von M. 1,70 von dem aus ca. 2100 Mitgliedern meist durch das Verschreiten gehaltenen bestehenden unterzeichneten Verein, der Prospekte, Kurberichte kostenfrei versendet. **Verein für Pflanzenheilkunde**, Berlin NW. 21.

Tatsache!

Die Continental-Fahrrad-Fabrik

lieft auch wieder für Saison 1903 fraglos die

schönsten Modelle

zuverlässigsten Räder der Welt

zu enorm niedrig. Preisen.

Ueberall suchen wir Wiederverkäufer und geben

Prohemaschinen

ohne Preisaufschlag ab, ohne dass sich die Empfänger zur Abnahme weiterer Maschinen zu verpflichten hätten.

Lassen Sie sich zunächst vollständig kostenlos unsern vornehmen reich illustrierten Catalog nebst Vorzugspreisliste senden. Sie werden finden, dass

Preise enorm billig und jedes Risiko ausgeschlossen ist.

Nichtkonveniente wird bereitwillig zurückgenommen und der bezahlte Betrag zurückgestattet.

Continental-Fahrrad-Fabrik von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.

Brennabor erstklassige Nähmaschinen

in allen Systemen, wie Singer, Schwingschiff, Rundschiff etc. Hohe Provision. Für alle Aufträge am billigsten. Preisliste gratis. Nähmaschinen-Grosshandlung. Hamburg I.

Schnidiger Schnurrbart in 8 Tagen!

Herr Andreas S. I. in Augsburg schreibt: „Sehr Ihnen mit, daß ich nach Gebrauch Ihres Barttönungsmitteles Cavalier einen schnidigen Schnurrbart bekommen habe. Meine Kollegen haben mich ganz bewundert, als sie mich nach 8 Tagen sahen. Ginen befreien Beweis für die hervorragende Güte meines weltberühmten preisgekrönten Barttönungsmitteles Cavalier gibt es nicht. Stark oder nichtsagenden Fellame meiner Konkurrenz erfüllt kein besseres und billigeres Mittel als: Cavalier. Zur Sicherheit meiner Abnehmer garantire ich bei Nichterfolg die Rückabzahlung des Betrages. Preis pro Stück 1.- 2 M., Stärke 11 S. M., Stärke 111 S. M. Es ist besser wie 1. 2. 11 besser wie 1. Bertrand gegen Rauch. ob. Voreinsendung. Zustand vor gegen Vorreinsendung. Porto extra bei 2 Dosen portofrei. Nur allein darf bei Heinrich Küppers Nachf., Köln a. Rh. W. 51.

Stetzes und größtes Geschäft die Zeit am Platz.

Willi Hausherr G.m.b.H. Berlin O 27. Hieranderstr. 150.

Musikinstrumente

für Orchester, Schule u. Haus.

Nur erschienne Preisliste frei.



Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Geschäftsh. St. Petersburg, Moskau, London.

Aus erster Hand

ff. Pflaumen-Mus

unübertroffen.

Fässer v. 200 u. 300 Pfd. inh. p. Ztr. M. 13.	100 "	14,-
Kübel 30, 40, 50, 60 "	14,-	14,-
Holz-Eimer 40 "	6,50	6,50
Holz-Eimer 30 "	5	5
Emaille-Eimer 25 "	4,50	4,50
Kochtopf 28 "	5,50	5,50
Kochtopf 18 "	3,90	3,90
Postbläschekinder 9 "	2,-	2,-

Alles inkl. unfrankirt gegen Nachr. offerirt die Pflaumen-Mus-Fabrik

Wwe. Wilhelmine Klaus.

Magdeburg-N 28.

verdien. fam. man d. ehrenv. Neben- behaftig.

Berlangen Sie meine Rathschläge.

Widmann, Berlin W. 30.

Linoletum

glattfarbig, gemustert.

Granit- und Inland-Läufer

abgepasste Teppiche

versandt überall hin.

Paul Thüm, Chemnitz

Muster frei gegen freie Rücksendung.

PATENT-BUREAU Carl Scheinberger

HAMBURG Gr. Bürstadt 48.

TELEGRAPHON Amt. I. Nr. 349.

Den Lesern der „Neue Welt“

kostenlose Auskünfte!

Buch über die Ehe mit 39 Abbild. von Dr. Retzius. M. 1,60. Vollständiger Rathgeber für Eheleute mit 56 Abbild. von Dr. Herzog. M. 1,60. Beide Bücher zusammen M. 2,70 franko.

L. Sachtleben, Berlin 325

Melchiorstr. 31.

Mit der Milch-Centrifuge

„Teutonia“ - der besten d. Welt

werden pr. Woche u. Kuh 1 bis

2 % Butter mehr erzielt.

Cataloge etc. gratis. Preise von M. 110 an.

Neue Modelle 1903.

Leichter Gang;

schärfste Entrümpfung. Vertret. gesucht.

Märk. Maschinenbauanstalt „Teutonia“ Frankfurt a. d. O. No. 6.

Umschau zur ersten Sendung eine hochseine Gesundheitspfeife im Wert von M. 1,50 bis M. 2. Offerire 4 E. wohlischmed. Tabak nur M. 2, bei 6 E. Bestellung für M. 3 lege eine lange Pfeife mit einem Weitjahrströhre gratis bei Otto Neu land, Schwarzenhaufen Nr. 112 b. Thal. Bez. Gotha.

Billige Briefmarken gratis

sendet August Marbes in Bremen.

Briefmarken für Sammler billig

50 versch. Spanien 1, 19 Peru 60, 25 Brüder

50 Argentinien 75, 10 Preussen 75,

15 Surenburg 50, 6 Sachsen 60, 200 versch. aller

Weltl. 12,50. Preise gratis.

Ernst Waske, Berlin W. Friedrichstraße 66.

Sommersprossen entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenige Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche angewandt machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht treuen! Gold-Medaille Paris, London; frko. Nachnahme M. 2,45. Allein durch:

Apotheke zum Eisenernen Mann, Strassburg i. E.

Sommerprosse

entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenige Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche angewandt machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht treuen! Gold-Medaille Paris, London; frko. Nachnahme M. 2,45. Allein durch:

Apotheke zum Eisenernen Mann, Strassburg i. E.

Sommersprosse entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenige Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche angewandt machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht treuen! Gold-Medaille Paris, London; frko. Nachnahme M. 2,45. Allein durch:

Apotheke zum Eisenernen Mann, Strassburg i. E.

Sommersprosse entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenige Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche angewandt machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht treuen! Gold-Medaille Paris, London; frko. Nachnahme M. 2,45. Allein durch:

Apotheke zum Eisenernen Mann, Strassburg i. E.

Sommersprosse entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenige Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche angewandt machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht treuen! Gold-Medaille Paris, London; frko. Nachnahme M. 2,45. Allein durch:

Apotheke zum Eisenernen Mann, Strassburg i. E.

Sommersprosse entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenige Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche angewandt machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht treuen! Gold-Medaille Paris, London; frko. Nachnahme M. 2,45. Allein durch:

Apotheke zum Eisenernen Mann, Strassburg i. E.

Sommersprosse entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenige Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche angewandt machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie nicht treuen! Gold-Medaille Paris, London; frko. Nachnahme M. 2,45. Allein durch:

Apotheke zum Eisenernen Mann, Strassburg i. E.

Sommersprosse entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenige Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche angewandt machen

90 Tage zur Probe.

Rasirmesser

ans-prima engl. Silberstahl geschmiedet, fein hohl
geschliffen, fertig zum
Gebrauch abgezogen.

BRILANT

FABRIK-MARKE.

Sicherheits-
Rasirmesser

Zahlreiche Auszeichnungen.
5 Jahre Garantie.

Rasirmesser No. 200, $\frac{1}{2}$ hohl M. 1,50
" 201, " " " 2,15
" 202, " " " 2,50
franco, incl. Etuis.

„Brillant“ mit Schutzvorrichtung.
Verletzung unmöglich Mark 2,50.
Rasir-Pinsel No. 710 . . . M. 0,60
Rasir-Napf " 704 . . . " 0,40
Streichriemen " 1420 . . . " 1,—

Gebrüder Rauh Stahlwaar.-Fabrik u.
Versandhaus I. Rang. Gräfrath 12 b. Solingen.

Versand gegen Nachnahme oder Vorherreinsendung.
Garantieschein: Nichtgefällendes nehmen zurück
und senden Betrag retour. *

CAESAR-PNEUMATIC

Bei Geld verdienten Sie
spielen durch den Verkauf unserer
Caesar-Rader und Caesar-Pneumatic
in Amerika und Europa, sowie auch in Saison 1903 entschieden
die besten und am allerbilligsten sind.



Sommertag. Originalzeichnung von Richard Püttner.

und wirtschaftlich helfen will, Mittel aufzufinden müßt, wodurch dem Arbeiterstande eine neue und reichere Erwerbsquelle neben dem nothdürftigen Arbeitslohn eröffnet wird." Denn der überschreitende Kapitalgewinn falle zu Unrecht dem Geschäftsinhaber allein zu. Der Arbeiter verwende sein Fleisch und Blut und nutze zugleich das kostbarste, was der Mensch besitzt, seine Gesundheit ab; er verarbeite täglich ein Stück seines Lebens. Deshalb kommt es darauf an, den Arbeiter, der in dem Geschäft arbeitet, bleiben solle, zugleich auch zum Theilhaber an demselben zu machen. Und aus diesem Grunde ist Ketteler der Gedanke des genossenschaftlich betriebenen Arbeitergeschäfts, der Produktionskooperation, durchaus sympathisch, ein auf dem Natur- und Grundgesetz des Menschenwesens ruhendes Wirtschaftsprinzip, ein sicheres Mittel, dem Arbeiterstande zu helfen, die unmittelbarste und handgreiflichste Lösung des gestellten Problems. Freilich lehnt er den von Lassalle vertretenen Gedanken, als solle der Staat die Finanzierung der Produktionskooperationen in die Hand nehmen, als einen Eingriff in die Rechte des bestehenden Eigentums ab, er fordert vielmehr zu ihrer Verwirklichung aus privaten Mitteln auf. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß Ketteler das vorgedachte Werk, in dem er seine Ansicht niedergelegt, zu einer Zeit schrieb, da die kapitalistische Eigentumsentwicklung in Deutschland noch in ihren Anfängen stand. Später ist er sich der inneren Folkonsequenz dieser Entwicklung offenbar bewußt geworden, insofern Maßnahmen gewiß nicht ohne Vorwissen und Billigung seines Bischofs in der oben erwähnten späteren Programmrede gerade die Notwendigkeit staatlichen Eingriffs und staatlicher Initiative mit aller mir wünschenswerthen Schärfe und Deutlichkeit betonte und in den Vordergrund stob.

Moufang forderte vor Allem das Einschreiten des Staates nicht nur durch allgemeine Schutzmaßnahmen und Verminderung der Misströstlosen für die Kinderbesitzenden, sondern in erster Linie durch Vorläufe für die Produktionskooperationen aus öffentlichen Mitteln, durch Regelung der Lohnhöhe unmittelbar durch den Staat sowie durch organischen Kampf der ökonomischen Gewalt gegen die Übermacht und die Tyrannie des Kapitals.

Der Lohn der Arbeit, so führt er aus, ist unangemessen. Ihre Lage ist nicht so, wie Menschlichkeit und Christentum es verlangen. Das Leben entzieht durch die Anwendung des ehemaligen Lohngeiges von Ricardo. Die Selbstläufer ist unwirksam. Die sozialpolitische Mitleidhaftigkeit allein ist dieser unermeßlichen Aufgabe nicht gewachsen. Der Staat muß deshalb einschreiten. Der Staat hat zunächst die Aufgabe, die Rechte eines Sohns zu vertheidigen. Durch die Grund- und Hypothekenbücher giebt er den Gläubigern volle Sicherheit. Er ermöglicht

durch die Handelsgerichte eine schnelle Entscheidung aller Handelsstreitigkeiten. Genauso soll er das Eigentum des Arbeiters, nämlich seine Arbeit, schützen. Er muß die Arbeitskraft und die Arbeitszeit gegen das ungerechte ehemalige Lohngebot vertheidigen, das den Arbeiter, wenn er seine Muskeln gebrannt und verbraucht hat, alt und abgearbeitet auf dem Lager des Elends liegen läßt. Deshalb muß die Länge des Arbeitstages geregelt und jede Sonntagssarbeit verboten werden. Der Staat muß aber auch die Höhe der Löhne feststellen. Man hält dem die Freiheit des Arbeitsvertrages entgegen; aber diese darf niemals so weit gehen, daß die Unterhaltsmittel des Arbeiters geschädigt werden. Das Gesetz des Angebots und der Nachfrage regelt zwar den Preis der Waren, aber die Arbeitskraft des Arbeiters ist keine Ware, sondern sein Leben selber. Und hier bedarf es eines ebenso wirksamen Schutzes, wie man ihn dem Neutner bewilligt, der regelmäßig alle Bierteljahre seine Zinsen einstreicht. Frauenerarbeit und Kinderarbeit muß ebenfalls verboten werden. Man glaubt, sie vermehre die Helferquellen der Familie; die Arbeiter selbst bilden sich das ein. Das ist aber ein bedauerlicher Irrthum. Für ein bestimmtes Produkt ist stets eine gewisse Anzahl von Arbeitsstunden erforderlich. Werden diese Stunden nicht von Frauen und Kindern geleistet, so treten Männer an ihre Stelle, und der Lohn, den diese fordern, muß notwendig höher sein als der, welcher Frauen und Kindern gewährt zu werden pflegt. Alle diese Maßnahmen zusammengekommen würden das Arbeiterricht bilden, wie es auch ein Handelsrecht, ein Seerecht, ein Bürtrecht giebt.

Gleich Lassalle fordert Maßnahmen, wie bereits bemerkte, daß der Staat den Arbeitergesellschaften Vorläufe mache. Wenn reiche Kapitalisten eine Eisenbahn bauen, bewilligt ihnen der Staat Zinsgarantien oder Hilfsgelder; weshalb verweigert er den Arbeitern diese Vortheile? Sie haben ein besseres Recht daran, weil es ihnen nicht darum zu thun ist, reich zu werden, sondern zu leben. Der Staat muß über auch die fiskalischen und militärischen Lasten tragen. Denn es ist ungerecht, den schmalen Lohn des Arbeiters noch durch direkte und indirekte Abgaben zu mindern, garnicht zu gedenken der schönen Jahre, die er durch den Militärdienst verliert. Endlich aber muß der Staat der Tyrannie des Kapitals ein Ziel setzen. Woher stammen diese Millionen, die so schnell und ohne Arbeit erworben sind? Vorweggenommen sind sie von dem Produkt des Schweißes der Arbeiterklasse; sie muß die Einkünfte jener Riesentermögen bezahlen, die durch Börsenspiel und verbüchtige Gründungen geschaffen sind.

Wir gehen nach dem Gesagten schwerlich zu weit, wenn wir vor Allem Moufang für den Sozialismus Lassalle's voll und ganz in Anspruch nehmen. Insbesondere seine Forderung staatlichen

Eingriffs gegenüber der Nehermacht des Kapitals muß auf der Grundlage der christlichen Eigentumstheorie und der christlichen Distributivgerechtigkeit zu Konsequenzen führen, die, sofern es sich um Vermögen von gemeinschädlichem Umfang handelt, unmittelbar ein Konfiskationsrecht des Staates statuieren.

Zum Schlusse mag hier noch auf eine Aussicht Ketteler's verwiesen sein, die, in die Praxis übersetzt, Deutschland dem Agrarsozialismus in die Arme treiben würde, ein Beweis, wie der Mainzer Bischof nicht nur den Ideen Lassalle's, sondern auch denen eines Rodbertus zugänglich war. „Die Güter der Kirche," schreibt er, „die durch die Säkularisation der Kirche entzogen worden sind, haben einen sehr großen Werth. Sie sind gleichtheils mit dem Fiskus verbunden, liegen in der Staatskasse und bringen also den Steuerpflichtigen eine Erleichterung. Die Säkularisation war eine gewaltthätiger Raub, der nur durch Verleugnung aller Prinzipien, auf denen das Eigentum ruhte, begangen werden konnte. Die Kirche hat für alle Zeiten den Anspruch auf dieses ihr früheres Eigentum aufgegeben. Subsidiar aber haben an dem Eigentum der Kirchen die Armen ein Recht; das Kirchengut ist nach kanonischem Recht und nach dem Zweck der Stifter zugleich auch Armen gut. Es wäre daher eine gewisse Süßung für diesen Raub, wenn das säkularisierte Kirchengut als Armenfonds vom Staat verwaltet würde. Man hätte dadurch zugleich große Hilfsmittel zu wichtigen Unternehmungen und zur Linderung der Not. Wenn auch dieser Gedanke sehr unzeitgemäß scheinen mag, so darf er doch seiner inneren Wahrheit wegen hier eine Stelle finden.“ Derselbe Standpunkt gilt aber auch von all' jenen Unionen kommunalen und dörflichen Gebiets, die sich seit dem Ausgang des Mittelalters die großen und mittleren Feudalherren insbesondere den deutschen Bauerschaften gegenüber geleistet haben. Auch hier sind die Aneigner noch mit leichter Mühe zu eryüren: es sind die erbeingesessenen Edelsteine unseres Volkes, deren Gebiet tausende Hektare Landes umfaßt. Nach christlicher Auffassung aber besteht die Erbpflicht auch für den Erben gestohlenen Güter fort; und sind die Geschädigten oder deren Nachkommen nicht mehr ausfindig zu machen, so tritt als empfangsberechtigt die Gesamtheit der materiell ungünstig gestellten Staatsbürgern ein. Wir empfehlen es der „christlichsten“ unter den deutschen Parteien, dem Zentrum, angelegerlich, den Vorschlag seines „großen Bischofs“, der ja allenthalben als Parabepferd herhalten muß, mit seinen Konsequenzen der Verwirklichung zuzuführen. Es würde dann nicht nur mit unseren ostelbischen Junkern in Bälde aufgeräumt, wir würden auch dem „Zukunftsstaat“ in Deutschland um ein gutes Stück Wege näher sein. —

Die Sturmfrau.

Eine Seeromanze von Wilhelm Holzamer.

Hinter mir hörte ich die Stimme des Kapitäns. Kurz und bestimmt gab er seine Befehle.

Sie dachte: Ja, 's ist gut, was er da eben gemacht hat. Der Wind trieb sofort besser.

Sie hielt mein Steuerrad.

„Geht's gut, Steuermann?“ fragt da eine Stimme an meiner Seite. Sie steht neben mir.

„Bon mir ist Alles gelöst. In mir ist Alles still. Ich ahme besreit auf. Ich spielle mit meinem Steuerrad. Ich freile die Griffe.

„Bon mir liegt Alles klar und weit.“

Sie sah sie an. „Ja, 's geht gut, danke!“ sag' ich lächelnd.

Sie sah ihr dabei in die Augen. Aber nein, ich betrachtete sie gar nicht. Ihr Aussehen ist mir gleichgültig geradezu. Ich weiß ja auch von vornherein, wie sie aussieht. Ich weiß ja, sie hat blonde Haare, blonde, blonde Augen. Sie blitzen scharf und doch gut. Eine Augen hat sie. Sonne ist in ihnen. Sie kennt sie ja.

Woher kenn' ich sie denn? frag' ich mich. Es lacht in mir. Bon Ewigkeit her kenn' ich sie.

Ihr Haar fliegt im Wind, fliegt um ihre Stirn. Es knistert ein wenig. Wahrhaftig, es knistert ein wenig.

Sie steht dicht neben mir. Sie ist fast so groß wie ich. Sie sieht mich an.

„Mein Mann hat mich rufen lassen, Steuermann, wegen Blankensee.“

„Ja,“ sag' ich, „das ist's, rechts da vor mir. Da oben ist der Stüllerberg. Schön, nicht?“

„Ja, sehr schön!“

Sie genießt den Anblick nun selbst, als hätte ich ihn zum ersten Male. Und wie oft hab' ich's doch schon gesehen! Und trotzdem genießt ich's nun selbst, als sehe ich's zum ersten Male. Ich fühle — ich sehe es mit ihr, mit Kate Enders, der Frau meines Kapitäns.

Sie hebt die Hand.

Gedanken

Gund Enders wußte. Er wußte dem Schiffsgingen und schrie ihn in die Kajüte.

Sie wird die Frau, seine Frau, herausfordern, und da auf Deck stehen, hinter Deinem Rücken vielleicht — dort zur Rechten — dort vor am Kiel — und sie wird die Hand heben und die Augen beschatten und Blankensee betrachten. Und Du wirst sie auch sehen.

Da — los Sausen! Und wieder schrie ich mir zu:

„Du bist der Steuermann der „Seeschwalbe“, das sagst, und Gund Enders ist Dein Kapitän!“

Sie stand am Rad des Steuerns und preßte die Hände in die Griffe. Heiß ging mir's in's Blut. Es ließ mir den Rücken hinunter. Eine schreckliche Spannung kam in mir. Was war's denn nur?

Der Kapitän ging hinunter und ließ ein Segel fallen. Sie stand allein oben. Vor mir tanzte das Land.

War ich verrückt geworden, war ich toll?

Sie hat eine schmale, weiße Hand. Ja, das wußt' ich ja. So mußte ja ihre Hand ansehen. So schmal und weiß — und so mußten ihre Finger sein. Sie beschattet ihre Augen.

„Schön, wirklich schön. Ich sah's ja neulich schon einmal. Aber es kommt mir nun anders vor. Wissen Sie was, Steuermann, es kommt mir weit schöner vor. Die Sonne liegt schöner darauf. Ist's das? Neulich war's am Morgen, da lag voll die Sonne dran. Jetzt ist Nachmittag — es geht zum Abend — die Sonne streift's nur. Mag's das sein?“

„Ja, das ist's wohl!“

Ich war mir ganz unbefangen und frei. So wie sie's sah, so sah auch ich's. Und so wie sie war, so wußt' ich, daß sie sehr mühte. Alles war mir vertraut, ihre Stimme, ihre Bewegungen. Alles! Sogar wie sie ging, sie ging nun ein paar Schritte vor, so mußte sie gehen. Mit einer zurückgehaltenen Halt, mit einer gewissen Schwere. Und doch unruhig.

Der Kapitän kam.

„Wie ist's, Käte?“

„Schön, Conrad, schöner noch wie neulich, als ich nach Hamburg fuhr.“

Dann unterhielten sich die Beiden. Sie stand noch immer an meiner Seite.

Ich sah nicht zu ihr. Aber ich sah sie doch. Ich sah sie vor mir. Überall vor mir. Ich hörte ihre Stimme. Und nichts war mir neu darin.

Einen Augenblick sah ich nach, wo ich sie schon einmal gesehen habe. Wo?

Ja, wo!

O, ich mein', ich bin im Leben nie so gefahren. Ich hab' geglaubt, ich trüge das Schiff durch's Wasser. Alles war gewachsen in mir. Werth hatt' ich auf einmal, Werth!

Wie umgewandelt war ich.

„Klas Janssen, der erste, der beste Steuermann der Welt!“

Ich stieß meine Kniee am Steuer an, daß ich in's Leben zurückkehrte, daß mir wieder klar wurde, wer ich war. Daß ich nur Klas Janssen war, Steuermann auf der „Seeschwalbe“, auf der Fahrt nach Stavanger.

„Und Käte Euckens ist an Bord — und Du stehst am Steuer, Klas Janssen!“ rief's trotzdem in mir nach.

III.

Eine Möve hatte über uns geschrien. Ein ganzer Schwarm strich über unser Boot.

Klas Janssen machte noch einmal „Schlag“.

„Zum letzten Mal,“ wie er sagte. „Wir sind weit genug draußen. Sie haben ihren Willen.“

Ich saß am Steuer, während er das Segel festklippte.

Ich sah nach ihm. Dieser Kopf, dieser Mund, Kraft, Leidenschaft! Diese Stirn, diese Nase! Sicherheit, Energie — und doch Weichheit! Und diese Augen! Die Zinnerlichkeit, die ein Leben reich macht. Augen, die nicht nur sehen. Seelenaugen, die sprechen, vom Menschen sprechen und allem Menschlichen. Vom Erleben! Augen, die vom Leben des Erlebens sprechen.

Ich meditierte noch so. Und merkwürdig — seine Gedanken waren eben in der gleichen Bahn gegangen, nur nach einem anderen Ziele.

Er sprach jetzt: „Es war vielleicht doch etwas, was auf mich wirkte, vom Weibe auf den Mann: ihre Augen. Sie verriethen ihr inneres Leben. Sie waren der Beweis dafür. Sie wechselten mit dem, was sie sprach. Sie waren wie stille Herzen, als sie mit ihr sprach, sie waren Funken, als sie mit ihm sprach. Es war ihre Seele, die mir leuchtete, möchte ich sagen, und war ihr Blut, das ihm flammte. So denk' ich wenigstens. Jedenfalls war's ein deutlicher Unterschied — und wozu das Wort zu arm ist, ihr Auge hatte all' seinen Reichtum. Das war auf mich wie Sonne. Wie Sterne über'm Wasser, wie der Mond in der Julinacht, wenn das Meer schlafst. Hoch, hoch über'm Wasser, fern, fern das Licht!“

Etwas ganz Hohes war in mir. Ich fühlte

kein Begehr, gar nichts. Kein Wunsch beunruhigte mich, kein Verlangen, das mein Blut trieb. Es war eine Fülle in mich gestossen, eine Gewißheit, ein Reichtum — was soll ich all' sagen! Es war — aber davon wissen Sie nichts — wenn man auf dem Meere verschlagen war und sein Steuer festgehalten hat in Vertrauen und Zuversicht, daß man doch noch zum Ziele finden müsse — und wenn man oben steht und Ausguck hält — und plötzlich vor Einem, ein Schattenstrich nur, das Land winkt. Man sieht's allein nur, keiner sonst sieht's. Die Augen sehen's nicht — man ist Wissender, man fühlt's.

Ich kannte sie ja gar nicht. Conrad Euckens hat mir nie etwas von ihr erzählt. Sie war mir fremd. Und doch — ich sagte Ihnen ja — ihr ganzes Wesen, Alles, Alles, es war ganz eins mit mir. Es lag ganz klar in mir. Es war wie nur für mich.

Rechenschaft kommt' ich mir ja nicht geben. Ich kann nur von meinem Zustand reden. Nur davon, daß ich ganz in ihr aufging. Wenn ich nur das Rad ein wenig drehte — mir war, ich thät's für sie. Und ich stand hier für sie! Und ich fuhr nur für sie.

Es gibt kein Wort dafür.

Liebe? Vielleicht liegt in diesem Worte etwas davon! Nur von dem Anderen, was da noch drin liegt, von Gefallen und Begehr, von Zweifel und Verlangen war garnichts in mir.

Ich bin doch schließlich ein Mann. Ist sie schön? Gefällt sie Dir? Gefällt Du ihr? Von all' dem garnichts.

Ich weiß ja heute, daß sie schön war. Aber ich fragte ja nicht darum. Es war nicht das Neuherrere. Es war ein Tiefinnerliches. Es war ganz, wie Geschwister sind, Bruder und Schwester. Es war nur Seele zu Seele. Und darum war's auch so rasch und unmittelbar und wie von Länge her. War so wohlig und wunschlos und unkörperlich.

Wir waren längst an Blankenese vorbei.

„Wiedersehen, Steuermann!“ sagte sie, und gab mir die Hand.

Ich vergess' diesen Händedruck nicht. Nicht, wie er in meiner Hand liegen blieb, als halte ich weiter Ihre Hand. Immer weiter. Und war mir doch auch garnicht fremd und neu. War mir, als sei er mir schon einmal in der Hand gelegen gewesen.

Sch muß mir wieder sagen: Ein Licht war in mir aufgegangen. In einem Licht stand ich. Erstaunt — und auch wieder nicht — in einem Wunderbaren — und doch etwas so Natürlichen.

Ich meinte, ich müsse dem Schiff Flügel geben. Aber nun war der Wind abgeslaut.

„Verflucht,“ sagte Conrad Euckens — „da schleichen wir in dem faulen Elbwasser am Ende die ganze Nacht noch herum. Wenn's noch Ebbe wäre! Aber auch noch gegen die Fluth! Verflucht!“

„Ja,“ sagte ich, „schön ist's nicht. Aber was hilft's. Mehr wie gut ausmützen können wir nicht!“

„Mehr wie ich schon ausmütze, kann ich ja aber nicht.“

„Also schleichen wir hin.“

„Eng ist mir hier.“

„Um so mehr genießen wir die Weite, wenn wir endlich draußen sind.“

„Du hast's doch sonst nicht so mit der Geduld, Klas!“

„So? Bin ich sonst nicht so? Oh — ich mein' doch!“

„Na ja, ich meinte.“

Nun stand ich wieder fest und still am Steuer. Die Lichter wurden aufgehängt, ich stand noch so. Fest und still. Und ganz groß. Ich meinte ein paarmal, ich müsse meinen Schatten auf dem Wasser sehen können. Ganz groß — schwarz! Das Steuer hielt ich und blickte hinaus in die Dämlichkeit, und war mir eine so hohe Mission, so wichtig, als ob ich zum ersten Male ein Schiff steuerte.

Und da vor mir — bald rechts neben mir, bald links hinter mir der Kapitän. Conrad Euckens, breit seine Gestalt und dunkel. Mir bekannt seit unserer Jugend, aber jetzt fremd. Ganz fremd!

Mein Kapitän! Über hier war ich Herr! Weit mehr, weit größer als er!

Oh — ehrlich gesagt, so kindhaft es ist — ich übersah ihn. Er war nur da für die Anderen, für die übrige Mannschaft, für mich nicht.

Ich stieß mir wieder das Knie am Steuer an. Klas Janssen bist Du, sagt ich mir, und er ist Dein Kapitän!

Aber es half nichts. Immer wieder schrie das Andere in mir. Und eigentlich — wußt' ich ja nicht und verstand ich nicht, was es war, das in mir sprach.

Ich bezwang mich und hielt mein Steuer fest.

IV.

Es war indessen vollständig hell und windstill geworden.

Der Himmel war hoch und klar. Hoch über'm Meere stand die runde Scheibe des Mondes. Alles war von seinem Silberlichte übergossen, das noch besonders in dem dünnen, weißen Scham der kaukasischen Wellen, den die Bewegung des Wassers hervorrief, aufglitzerte und Silberperlen auf die Wellenkämme streute.

Und hoch und klar die Sterne. Stille Augen, die in's Wasser blickten, tief in seine Tiefe, und wieder darans hervor blickten wie Fragen und Rätsel. Klas Janssen hatte das Segel gestrichen und wendete das Boot. Wir trieben nun ganz still und langsam mit der Fluth der Finsel zu, unserem lieben Helgoland, das weit vor uns lag, unsichtbar.

Über uns stand der Mond, und unser Boot trieb dem Silberstreifen entgegen, den er auf's Wasser warf. Wir sahen ihm nun in's Antlitz.

„s ist doch eine klare Nacht geworden. Wir können nun noch ein langes Ende treiben. Die Fluth trägt uns allmählig nach Hause. Ja, wenn's damals solche Nacht gewesen wäre!“

Er saß nun lange schweigend und hielt das Steuer.

„Wissen Sie,“ sagte er dann, „es ist so ein Allerheiligstes in mir. Das Leben bringt Einem wenig Stunden nur, wo man's einem Anderen aufschließt. Man entschließt sich schwer dazu. Doch muß es manchmal sein. Es muß ein warmer Hand hinein kommen. Leben muß hinein, ein Mensch. Denn es soll ja keine Grabkammer werden.“

Zwar hab' ich auch das einmal gemeint. Aber es ist falsch. Es ist ja das Lebendigste, daß man in sich trägt. Es ist ja das Leben einfach. Freilich ist's nur eine Stunde, eine Nacht; aber es ist eine Ewigkeit. Es zeichnet Einen. Wissen Sie, ich seh's seitdem jedem Menschen, der mir begegnet, an. Es ist ein Etwas, man kann's nicht näher beschreiben. Oft ist's nur der Gang, die Haltung. Bei Anderen ist's die Stimme, bei Vielem freilich ist's das Auge. Und bei Anderen, und die sind mir immer als die Ganzen und Großen vorgekommen, ist's geradezu Alles. Jede Fingerbewegung, das Haar, die Stirn, der Gang, die Sprache, der Blick, ja Stock und Hut und Schuhe.

Ich konnte es garnicht mehr anders, ich mußte die Menschen daraufhin beobachten, seitdem ich selbst so etwas in mir trug. Aber ich will noch nicht von jener Nacht erzählen.

Wir waren noch im Elbwasser, die ganze Nacht.

Ich wurde abgelöst.

Langsam ging ich über Deck nach der Kajüte, mein Abendbrot einzunehmen. Der Kapitän war oben geblieben. Wenn ich zurückkäme, wollte er gehen. Ich sollte dann bis nach Mitternacht das Kommando haben.

Der Zufall wollt's, daß sie eben aus ihrer Kajüte trat. So kam sie mir entgegen.

Wir reichten uns die Hand. Ein leichter Druck. Wir standen beieinander und plauschten. Sie erzählte von ihren Eindrücken. Wie lieb sie das Meer habe. Wie gerne sie auch einmal in der Nacht draußen wäre. Wie sie sich freue. Freue! Und wie sehr sie hoffe, daß wir auch einen Sturm bekämen. Einen recht wilden Sturm.

Sie saß eine Weile vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Pfingsten.

Nun schimmert des Fieders blaue Pracht
Aus grünen Büschchen. Goldregen
hat seine Schwefelflammen entfacht;
Und Blumen auf allen Wegen.
Schon glühen am wilden Rosengerank
Die ersten Knospen im Hage.
Das Licht hat gesiegt. Und leuchtend und lang
Verdrängen das Dunkel die Tage.

Nun liegt so offen die weite Welt,
Als wäre sie jedem zu eigen ...
Das singt und summt über Wiese und Feld,
Und will nicht verstummen, nicht schweigen.
Es rauscht in den Wäldern die Sehnsucht ihr Lied:
Ein Säuseln, ein Wispern, ein Beben ...
Wie Seufzer zittert's aus Röhricht und Ried ...
Sein Jubellied schmettert das Leben.

Das ist: wenn der Frühling scheiden geht.
Ein letztes Locken und Werben ...
Wie bald ist der zarte Duft verweht,
Und die ersten Blüthen sterben. —
Der Sommer rüstet zur langen Rast
Auf Huen und Hängen und Wegen.
Und mäßig reift es an Zweig und Ast
Der reichen Ernte entgegen.

Der Ernte entgegen ... Nur wer mit dem Pflug
Das braune Erdreich zerrissen,
Nur wer das Saatkorn zur Furche trug,
Darf hoffen mit gutem Gewissen.
Nur wer im Schweiße des Angesichts
Sich ließ keine Mühe verdriessen,
Wer blühendes Leben abzwang dem Nichts,
Der soll auch die Ernte genießen.

Jetzt reicht noch der Sommer dem Frühling die Hand ...
Noch ist's, wie ein Träumen und Sinnen ...
Doch steh'n erst die rothen Rosen im Brand,
Dann soll eine Ernte beginnen. —
Dann heißt es: mäben ein weites Feld,
Und rüstig die Arme regen!
Der Schnitter Sang durchbraust dann die Welt,
Und reich wird der Erntesegen. —

Ludwig Lessen.

*

Sommerstag. Ein Tag, der die Seiten verhangt
Ist mit Sonnenuntergang und Glittern. Kein feier
Maur mehr, Alles verwandt. Baum und Strauch,
einzelne Gebüste, Gehölze und Wäldechen, ferne Höhen
wie eingehüllt in einen feinen Nebel, von dem man
nicht weiß, ist es Blüthenrauch oder Dunst. Allüberall
das Blühen; über die Niesen, die Hänge hinauf, selbst
auf der heimischen Halde ein heutiges Verdienst. Duft
und Raum wieder herbar Geruch, der erfreut. Und
unterbrochen ein röhmliches Zischen, das die ganze
Welt erfüllt: Grillenzungen und Wiederklang, wehendes
Gras und flatternde Blätter. Soher, das über Kiebel
fällt mit jeder metallenen Klange, Vogelsieder und
verfliegende Raufe. Nicht so heis ist es, wie im Hoch-
sommer, aber warm selbst im Spätsommer. Eine frische
Rödigkeit umhängt einen, die alle Glieder lösen will.
Unterdrücken möchte man und dann wieder sich hinzu-
treten in das Blüthenmeer und Alles umjagen, was
man mit beiden Armen erreichen kann.

Es geht auf andere Seite. Wie ein Kanal
durch die Wüste neuern sie durch jeden einen Tag,
um beim ersten Erschöpfen schwimmend zu verhossen.
SoL und die Wüste lassen leben; aber wie eine
Schönung nimmt's mit dem.

Genossenschaften im römischen Reich. Es hat in
der Geschichte des Romischen Kaiseriums nicht an Ver-
änderungen gebracht, der häufig zunehmenden Verzierung der
Gebäude einzugezähmten. Die Verputze, mit den
Kunstwerken der Politik und der wirtschaftlichen Geleh-
rte, einer Bildergalerie berreichenden, blieben er-
folgreich. Zug die Selbstmühle der Romleidenden und
Hinterdrückten nicht aus dem Zweck heranzuhelfen
kam, es kommt eins Reizendes klar. SoL aber
wurde gewissensärmerliche Bereinigung manche Roth
kunst und den Bildgärtner über manche Schwierig-

keiten hinweggeholfen, indem sie brüderlichen Zusammen-
schluß und — in bescheidenen Grenzen — paktuarischen
Beitrag bot. Dieser Weg ist in den späteren Zeiten
des Alterthums in ausgedehntem Maße beschritten
worden. Allbekannt ist der Gebrauchscommunismus
der ersten Christen, von denen die Apostelgeschichte
berichtet, daß keiner unter ihnen gewesen sei, der
Mangel gehabt hätte, weil ihnen Alles gemeinsam war.
Damit brachten die Uchristen ein völlig neues
Prinzip in das römische Reich hinein. Um Gegen-
theil waren Vereinigungen, deren Genossen sich gegen-
seitig thatkräftig beistanden und ein lebhafte Zusammengehörigkeit bewußtsein besaßen, schon lange be-
kannt und verbreitet: auf griechischen Boden lassen
sie sich bis circa 300 v. Chr. zurückverfolgen. Die
griechischen Genossenschaften führten den Namen
Eranos. Das Wort Eranos bedeutet ursprünglich
seviel wie Freundschaft. Gemeinsame Mahlzeiten,
die in bestimmten Abständen auf dem Vereinsgrund-
stück gehalten wurden, gehörten denn auch regelmäßig
zum Programm der griechischen Genossenschaften: die
nöthigen Vorräthe an Wein, Brot, Sardinen usw.
wurden von den Genossen freiwillig zusammen-
gepauert. Die Geselligkeit zu pflegen, war aber weder
der einzige, noch der Hauptzweck der Eranen. Außerdem
gewährleisteten sie zum Theil Kredit, versicherten
gegen Feuer, unterstützten in Krankheitsfällen und be-
gruben ihre Mitglieder, Alles aus der Vereinstasse,
die durch regelmäßige Beiträge der Genossen zu
Stande kam. Sie rekrutirten sich aus allen Kreisen
der unteren Volksklassen: nicht blos unbemittelte
Freie, sondern auch Sklaven gehörten ihnen an. Und,
was besonders bemerkenswert ist, auch Frauen fanden
Aufnahme. Die Organisation war rein demokatisch:
der Vorsitzende wurde jährlich neu gewählt und ständig
durch einen Aufsichtsrath kontrollirt, dessen Mitglieder
jährlich ausgelöst wurden. Für die enorme Ver-
breitung der Eranen spricht die Thatache, daß allein
auf der kleinen Insel Rhodos, an der Küste von Kleinasien,
bis jetzt aus Inschriften 49 solcher Ge-
nossenschaften festgestellt worden sind. Nach der Auf-
nahme der griechisch sprechenden Länder in den Ver-
band des römischen Weltreiches, fanden die Eranen
auch anderswo, z. B. in Italien, Eingang. Aber sie
bekamen überall mit großen Schwierigkeiten zu
kämpfen, weil die Staatsgewalt ihnen ein nichts
weniger als liebholles Interesse entwandelte. Einen
intensiven Einblick darin gewährt die Korrespondenz
des jüngeren Plinius. Als er mit dem Amt eines
Statthalters bekleidet, in Kleinasien weilte, schrieb er
in Bereff der Genossenschaften von Amisos, einer
Stadt in der kleinasischen Landschaft Pontus, folgendes an Kaiser Trajan: „Die freie und ver-
bindete Stadt Amisos lebt durch die Wohlthat Deiner
Gnade nach ihren eigenen Gesetzen. Es ist mir da
von Staatswegen eine Denkschrift überreicht worden,
die sich auf die Eranen bezieht. Ich habe sie diesem
Schreiber beigelegt, damit Du, Herr, befiehlst, ob
und inwiefern Du glaubst, daß man sie gestatten oder
unterdrücken soll.“ Darauf antwortete der Kaiser:
„Wenn den Amisenern, deren Denkschrift Du Deinem
Brief beigegeben hastest, durch ihre Gesetze, die sie
vermöge des Ständtnes besitzen, genügt ist, Eranen
zu haben, so können wir es nicht hindern. Wir haben
um so weniger Grund dazu, wenn sie solche Ver-
einigungen nicht zum Ansichten von Unruhen und
zu unerlaubten Versammlungen, sondern zur Linde-
rung der Roth des niederen Volkes gebrauchen. In
den übrigen Gemeinden dagegen, wo unser Recht gilt,
sind diese Dinge nicht zu dulden.“ Die römischen Macht-
haber witterten hinter allen Vereinigungen, und mochten
sie noch so harmlos sein, umstürzlerische Absichten und
bulbelen daher grundätzlich höchstens bloße Begegnungs-
stellen. Neben den Genossenschaften mit weitergehenden
Zwecken schwieb ständig das Damoklesschwert der Gelehrte
gegen die unerlaubten Vereine, die auf Zutoid-
handlungen die Strafe des Hochverrats, d. h. den
Tod, fügten. Daß dies nicht ein leerer Buchtalde war,
hatten die Christen in den Zeiten der Verfolgungen
viel genug erfahren müssen. —

Schwere Hühnerassen. Unter allen Hühnern gelten
die Spanier für die besten Eierleger. Aber sie haben
neben dieser vorzüglichen Eigenschaft doch auch wesentliche
Fehler. Sie sind als leichte Hühner durchaus ungeeignet,
als Schlachthühner verwendet zu werden. Außerdem sind
sie nicht sehr widerstandsfähig und zum Brüten sind sie
vollends untauglich. Wer also blos Spanier besitzt, der
sollte sie kaufen und nie einen ergiebigen Braten haben.
Gegenwärtig wendet man in Deutschland den schweren
Rassen sehr viel Aufmerksamkeit zu. Die bekanntesten
sind ihnen sind die Brahma, die Plymouths, Langshans,
Shambat, Nagelner, Dryingtons und Farvelles.
Alle diesen Hühnern ist gemeinsam, daß sie eine Menge
gutes, fettiges Fleisch liefern. Sie sind auch ziemlich

widerstandsfähig sowohl gegen Krankheiten als gegen
unser Klima. Die Wyandottes können sogar sehr groß
Kälte vertragen und die Langshans sind direkt für rauhe
Gebirgsgegenden zu empfehlen. Im Eierlegen leisten die
schweren Rassen im Allgemeinen nicht gerade Vorzügliches,
aber sie sind doch in dieser Beziehung auch nicht gerade
schlecht zu nennen. Einige schwere Rassen, besonders die
Wyandottes, Brahma, Plymouths, Langshans, ja mehr
oder weniger alle erwähnten Rassen, haben jedoch die
vorzügliche Eigenschaft, gerade im Winter fleißig Eier zu
legen. Zu den schweren Rassen gehören auch die Cochin-
ja, sie sind die schwersten und größten Hühner, die wir
besitzen. Sie sind auch bekannt genug, sie wurden aber
in obiger Aufzählung nicht genannt, weil sie mehr Sport-
als Nutzhühner sind. Zwar auch ihnen kommen einige
gute Eigenschaften zu, die die meisten schweren Rassen
auszeichnen. Sie sind sehr widerstandsfähig gegen Kälte
und sie legen gerade im Winter am fleißigsten Eier.
Allerdings ist ihre Eierproduktion überhaupt gering und die
Hühner sind klein, sie wiegen kaum 60 Gramm, obwohl die
Thiere doch die Riesen ihrer Art sind. Bei aller Körper-
größe liefern sie nicht einmal einen bedeutenden Braten,
denn sie haben mächtige Knochen und dazu ist ihr Fleisch
grobsäuerig, also von geringer Qualität. Nur darin zeigt
sich eine Übereinstimmung mit dem gewaltigen Körperbau,
daß sie eine Menge von Futter verzehren können.
Und die Fütterung der Cochins ist ziemlich thente, da
diese sich nur wenig Nahrung selbst suchen. Sie sind sehr
phlegmatisch und scharren fast garnicht. Allerdings fällt
ihnen diese Thätigkeit auch nicht leicht, da sie lange Federn
an den Füßen tragen. Eine gute Eigenschaft besitzen sie
noch, sie fangen ziemlich früh im Jahre an zu brüten.
Und Frühbruten sind ja aus verschiedenen Gründen meist
sehr erwünscht. Überhaupt brüten die Cochins gern,
allerdings passiert es ihnen bei ihrer Un geschicklichkeit und
Körperschwere leicht, daß sie ein Ei oder ein Stücklein zer-
treten. Im Ganzen sind jedenfalls die Cochins als Nutz-
hühner nicht zu empfehlen, dagegen gereichen sie jedem
Geflügelhof zur Bierte. Die Thiere sind sehr zutraulich
und gewähren durch ihre Größe und ihre aperne Form
einen festluden Anblick. —

Hutschachteln zum Zusammenlegen. Bekanntlich
nehmen die bisher meist zur Aufbewahrung von
Herren- und Damen Hüten benutzten Schachteln einen
unverhältnismäßig großen Raum ein, zumal es ganz
gleich ist, ob ein derartiger Behälter einen Hut in sich
birgt oder nicht. Eine Vorrichtung, die man während
des Nichtgebrauchs einfach zusammenlegen kann, so
daß sie dann fast keinen Raum einnimmt, dürfte daher
mit Recht als wirklich praktisch angesehen werden,
da sie sicher einem wirklich bestehenden Bedürfnis ab-
hilft. Diese Betrachtungen verdankt eine zusammen-
legbare Hutschachtel ihr Entstehen, die, wenn sie nicht
zur Aufbewahrung eines Hutes benutzt wird, flach
zusammengelegt werden kann. Im zusammengelegten
Zustande nehmen dann zwölf Schachteln nur den Raum
einer gewöhnlichen Hutschachtel ein. Dadurch kann man
also auch auf der Reihe eine solche Schutzhülle für den
Hut bequem mitnehmen, was besonders von Damen
als sehr erwünscht bezeichnet wird, da ja die zusammen-
legbare Schachtel bei Bedarf schnell aufgeflappt werden
kann. Diese Neuheit besteht aus dünnen Papptafeln,
die mit der Grundplatte aufgeflappt verbunden sind,
während die Verbindung der Seiten- und Deckeltheile
untereinander durch feste Auordnung dünner Tressen
bewirkt ist. Gegenüber den gewöhnlichen Hutschäften
hat diese Neuheit noch den Vortheil, daß der Hut nicht
von oben hineingesetzt zu werden braucht, da man je
diesen auf die Grundplatte legt und nunmehr durch
Anziehen einer Schnur die Seitentheile und den Deckel
hochzieht und schließt. Beim Gebrauch des Hutes erspart
man wieder das Herausziehen derselben, was meist
den Damen Hüten nicht beizüglich ist, da man jetzt
die zusammengebundene Schnur löst, wodurch an die
Deckeltheile und die Seitenwände zurückfallen und der
im Innern liegenden Hut frei geben. Empfehlende
Hüte werden in solchen zusammenklappbaren und
staubfesteren Kartons infolge der weichen Stoffeinfüllung
besonders gegen Verdrücken zu geschützt. Bei anderen
Werthschätzungen dürfte diese Neuheit der Karo-
Industrie in den Publischäften finden, da hier die
Vereithaltung der erforderlichen Hutschachteln ge-
wöhnlicher Art einen unverhältnismäßig großen Raum
in Anspruch nimmt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“
bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SV 68,
Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seite.